

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Reihe	Literatur
Titel	Im Leben und über den Tod hinaus. Eine Revue der Mutter-Bücher
AutorIn	Tobias Lehmkuhl
RedakteurIn	Dr. Jörg Plath
Sendetermin	8.5.2022
Ton	Hermann Leppich
Regie	Beatrix Ackers
Besetzung	Lisa Hrdina, Max von Pufendorf, Julika Jenkins und Michael Rotschopf

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio

MUSIK: *steht eine Weile frei: Alfredo Sadel, Madre*

SPRECHER: Lass uns mal zu Beginn ... Also, gehen wir erstmal ganz sachlich an die Sache ran.

SPRECHERIN: Sprich: Ganz kühl, rational, ohne Emotionen? An „die Sache“?

SPRECHER: Ja, genau. „Die Sache Mutter“.

MUSIK: *Die sehr schmachtfetzende MUSIK: wird mit dem Geräusch eines vom Plattenteller gerissenen Tonabnehmers beendet.*

SPRECHERIN: Du meinst also wirklich, wir können über Mütter sachlich und unemotional sprechen?

MUSIK: *kurzes Aufblitzen des Sadel-Songs*

SPRECHER: Na ja, man kann es zumindest versuchen, oder?

SPRECHERIN: Na, dann wollen wir mal sehen. Versuch es, fang mal an! An Material fehlt es ja nicht.

SPRECHER: Wie viele Mutterbücher haben wir denn gefunden?

SPRECHERIN: 29 glaube ich. Oder waren es 30?

ATMO: *Papiere, Bücher, Räum- und Blättergeräusche*

STATIONSSPRECHER/REGIE:

Im Leben und über den Tod hinaus

Eine Revue der Mutter-Bücher

Von Tobias Lehmkuhl

SPRECHERIN: Alles Bücher über Mütter. Mütterbücher ... Scheint ja sehr viele ganz und gar nicht kalt zu lassen, das Thema. So, dann

versuch' Du doch mal, bei so viel Leiden und Leidenschaft kühl und sachlich und ohne jede Emotion über Mütter zu sprechen!

SPRECHER: Sieh es mal als eine Versuchsanordnung. Wir *sprechen* ja nur über Mütterbücher. Wir ahmen die nicht nach, wir betrachten sie! Die „Sache“ kommt uns schon noch nah genug, wirst schon sehen. Und übrigens wären wir nicht die Einzigen, die versuchen, sich zurückzuhalten: Annie Ernaux hat es auch getan. Ihr Buch über die eigene Mutter heißt schlicht: „Eine Frau“.

MUSIK: *kurzes Aufblitzen des Sadel-Songs leise und wie aus der Ferne (vielleicht wie aus einem Küchenradio)*

SPRECHERIN: Sachlicher geht es nicht, da hast Du recht. Schon der Titel.

SPRECHER: Und hör mal, der Anfang, gleich die erste Seite.

ZITATORIN: Meine Mutter ist gestorben, am Montag, den 7. April im Altersheim des Krankenhauses von Pontoise, in dem ich sie vor zwei Jahren untergebracht habe. Der Pfleger sagte am Telefon: „Ihre Mutter ist heute Morgen nach dem Frühstück von uns gegangen.“ Das war gegen zehn Uhr.

SPRECHER: Das ist doch völlig frei von Sentiment, oder?

ATMO: *Schritte in einem Gang, Türen gehen auf und zu, klappern von Geschirr (Pflegeheim)*

SPRECHERIN: Stimmt. Aber gerade deswegen packt es einen. Weil es diesen Kontrast gibt, diese Diskrepanz zwischen dem, was gesagt wird, und dem, wie es gesagt wird. Die Neutralität und Kühle. Die Beschränkung auf das, was geschehen ist. Ist das dein Ideal?

SPRECHER: Das klingt auf jeden Fall spannend! Ernaux behauptet allerdings gar nicht, dass der Tod ihrer Mutter sie kalt lässt, im

Gegenteil, ihre Mutter war, schreibt sie, die einzige Frau, die ihr etwas bedeutet hat.

SPRECHERIN: Annie Ernaux ist ja bekannt für ihren soziologischen Blick auf die Welt, für ihre literarische Gesellschaftsanalyse. Womit Didier Eribon und Édouard Louis in jüngster Zeit für Furore gesorgt haben, der Auseinandersetzung mit dem eigenen, alles andere als gutbürgerlichen Herkunftsmilieu, darin war Ernaux ihnen um Jahre voraus.

ATMO: aus

MUSIK: *Erneut kurzes Aufblitzen des Sadel-Songs, dann wieder Pflegeheim-ATMO:*

ZITATORIN: Vor zwei Monaten habe ich angefangen, als ich oben auf ein Blatt Papier schrieb: „Meine Mutter ist gestorben, am Montag, den 7. April (...).“ Mittlerweile kann ich diesen Satz ertragen, sogar lesen und empfinde dabei nichts weiter, als wenn er von jemand anderem stammen würde. Aber ich ertrage es nicht, in den Stadtteil des Pflegeheims zu fahren und auch nicht, mich plötzlich an Details zu erinnern, die ich vergessen hatte, vom letzten Tag, als sie noch lebte. Anfangs glaubte ich, dass ich schnell schreiben würde. Tatsächlich verbringe ich viel Zeit damit, über die Anordnung nachzudenken, was ich sagen will, über die Auswahl und Reihenfolge der Wörter, als gäbe es eine ideale Anordnung, die allein eine Wahrheit über meine Mutter auszudrücken vermag –, und für mich zählt beim Schreiben nichts anderes, als genau diese Anordnung zu finden.

ATMO: geht über in MUSIK: Sadel

SPRECHER: Lass uns einmal zurücktreten und einen Blick auf die Anordnung, die Versuchsanordnung werfen, die hier in Form von Bücherstapeln vor uns steht, auf die Auswahl der 29 Mutterbücher, die wir herausgesucht haben für unsere kleine Betrachtung.

SPRECHERIN: Können wir überhaupt von einer Auswahl sprechen?
Sicher gibt es noch viel mehr Mutterbücher, zumal in anderen
Sprachen. Aber das hier sind die, die uns gemeinsam eingefallen sind.

SPRECHER: Wohl wahr. Wir haben ja sogar noch Freunde gefragt.
Da hat buchstäblich jeder noch ein Buch aus seinem Regal gezogen,
das nicht auf unserer Liste stand.

SPRECHERIN: Natürlich sind das vor allem essayistische Texte,
Erinnerungen, die ja neuerdings die Gattungsbezeichnung „Memoir“
tragen. Literarische Texte, die nicht oder nur wenig fiktionalisiert sind.
Auch wenn auf manchen unserer Bücher „Roman“ steht, gibt es in
ihnen doch keine eigentliche Romanhandlung. Handlung und
Gegenstand unserer Bücher sind die Mütter.

SPRECHER: Mütter hat es seit Eva und Medea immer schon in der
Literatur gegeben. Aber dass die Mutter im Zentrum steht, dass es nur
um sie geht, ist ein ziemlich neues Phänomen.

SPRECHERIN: Sieh Dir mal den Stapel an: Er ist trotz der vielen
Bücher nicht besonders hoch! Es scheint, als würden die Autorinnen
und Autoren sich sehr genau überlegen, was sie über ihre Mütter
schreiben. Mütter sind offenbar kein Thema, bei dem man ins
Plaudern gerät.

SPRECHER: „Eine Frau“ von Annie Ernaux hat gerade einmal 89
Seiten.

SPRECHERIN: Sieh mal, das von Doris Lessing kommt sogar mit 76
Seiten aus. „Das Leben meiner Mutter“. Auch wenn dieses Leben gar
nicht so kurz war.

SPRECHER: „Das Leben meiner Mutter“ klingt wie „Eine Frau“: recht
distanziert und neutral.

SPRECHERIN: Könnte man meinen. Aber hör mal.

MUSIK: *aus*

ZITATORIN: Besser es einmal aussprechen und dann genug davon: Meine Erinnerungen an sie bestehen aus lauter Feindseligkeit, Kampf und dem Gefühl, ausgeschlossen zu sein; aus Schmerz darüber, dass mein zweieinhalb Jahre später geborener Bruder so sehr geliebt wurde und ich nicht.

SPRECHER: Eifersucht auf das Geschwisterkind also.

SPRECHERIN: Warte, es geht weiter.

ZITATORIN: Sie mochte mich nicht, das war nun einmal so. Nicht ihre Schuld: Ich kann mir niemand Ungeeigneteres als mich vorstellen, um ihr zu gefallen. Doch dies zuzugeben wäre ihr unmöglich gewesen: Eine Mutter liebt ihr Kind, ein Kind seine Mutter. Und damit basta!

SPRECHERIN: So, nun ist es gesagt, und dann hält sich Doris Lessing an ihren Vorsatz. Nach diesem Absatz auf Seite 23 ist wirklich basta mit dem Thema ungeliebtes Kind, ungeliebte Mutter. Danach erzählt Lessing von der Biographie ihrer Mutter, ihrem unglücklichen Leben und schweigt von sich.

SPRECHER: Worin bestand denn das Unglück der Mutter?

MUSIK: *Guy Berry: Bonne nuit, maman*

SPRECHERIN: Ihr Unglück bestand darin, dass sie ein geselliger Mensch war, aber einen ungeselligen Ersten-Weltkriegs-Veteranen heiratete. Der sie, da seine Aussichten im England der 20er Jahre schlecht waren, mit nach Südafrika nahm, auf eine einsame Farm. Und dort, allein in der Kolonie, ohne Freunde und Bekannte, ohne andere Kontakte als Mann und Kind – die Schwarzen zählten ja nicht –, verzweifelte sie.

SPRECHER: Ein Schicksal, das damals sicher viele Leute ihrer Klasse teilten: ein unterer Mittelstand, bedroht vom sozialen Abstieg.

MUSIK: aus

ZITATORIN: Erinnerungen an Misserfolge, Untüchtigkeit, Inkompetenz, Verwirrung. Sie wurden ganz einfach nicht mit den Überschwemmungen, Feuern und Schlangen fertig oder damit, daß sie Brot in Ameisenhöhlen backen mußten, wenn die Küche abgebrannt war. Sie schafften es nicht, Möbel aus Heizölküsten zu machen oder Gardinen und Kleider aus Mehlsäcken zu nähen. Sie konnten nur erdulden, was ihnen zustieß, und natürlich verachteten und fürchteten sie die Schwarzen. Unter welch wehleidigem und trübsinnigem Lamento mühten sie sich ab, dem Buschland „Anstand“ beizubringen; ihr Hauptbestreben war es, zu bleiben, was sie waren: Angehörige des Mittelstandes.

MUSIK: *Björk: Mother heroic*

SPRECHERIN: Am Ende schreibt Lessing, ihre Mutter habe nie verstanden, was ihr widerfahren sei. Das einzige Gefühl, was sie heute, als sie dies schreibt, noch für sie hege, sei Mitleid.

SPRECHER: Aber da haben wir es doch wieder: Sachlichkeit, Distanz, Rationalität. Der Blick des Kindes ähnelt dem des Forschers.

SPRECHERIN: Na ja, Mitleid oder Empathie ist was anderes als Sachlichkeit und Distanz. Von Sache keine Spur.

SPRECHER: Aber sie wollen etwas festhalten, vielleicht auch wissen, was sie als Kind noch nicht wussten, und dafür treten sie doch ein wenig zurück, oder? So wie Doris Lessing sich ab Seite 23 als Kind rausnimmt und die Perspektive einer Erwachsenen einnimmt. Wann haben Lessing und Ernaux ihre Bücher denn geschrieben?

SPRECHERIN: Erschienen sind beide Mitte der 80er Jahre.

SPRECHER: Gibt es ältere Bücher in unserem Stapel? Wann fingen Schriftsteller an, sich derart intensiv mit ihren Müttern zu beschäftigen?

MUSIK: *aus*

SPRECHERIN: (*Buchrück- und Papier-Geräusche*) Hier, Peter Handkes 1972 erschienenes „Wunschloses Unglück“ ist das älteste. So etwas wie die Mutter aller Mutter-Bücher also! Und der Anfang erinnert sehr an den Beginn von Annie Ernaux' „Eine Frau“.

ZITATOR: Unter der Rubrik Vermischtes stand in der Sonntagsausgabe der Kärntner „Volkszeitung“ folgendes: „In der Nacht zum Samstag verübte eine 51jährige Hausfrau aus A. (Gemeinde G.) Selbstmord durch Einnehmen einer Überdosis von Schlaftabletten.“

SPRECHER: Stimmt, Annie Ernaux konstatiert ebenfalls im Ton eines sachlichen Berichts den Tod der Mutter. Handke zitiert sogar einen Zeitungsbericht!

SPRECHERIN: Und wie Doris Lessing schreibt Handke über das individuelle Schicksal seiner Mutter, ohne die allgemeinen Umstände zu vergessen. Denn das „Wunschlose Unglück“ seiner Mutter hängt auch mit Herkunft, Milieu, historischem Kontext zusammen.

SPRECHER: Und nicht zuletzt mit dem Geschlecht! Hier, hör mal:

ZITATOR: Die Wahrsagerinnen auf den Kirchtagen lasen nur den Burschen aus den Händen; bei den Frauen war diese Zukunft ohnehin nichts als ein Witz.

Keine Möglichkeit, alles schon vorgesehen: kleine Schäkereien, ein Kichern, eine kurze Fassungslosigkeit, dann zum ersten Mal die fremde, gefasste Miene, mit der man schon wieder abzuhausen begann, die ersten Kinder, ein bißchen noch Dabeisein nach dem

Hantieren in der Küche, von Anfang an Überhörtwerden, selber immer mehr Weghören, Selbstgespräche, dann schlecht auf den Beinen, Krampfadern, nur noch ein Murmeln im Schlaf, Unterleibskrebs, und mit dem Tod ist die Vorsehung schließlich erfüllt.

SPRECHERIN: Und wie Ernaux und Lessing fällt es auch Peter Handke schwer, über die eigene Mutter zu schreiben. Er müsse, schreibt er gleich zu Beginn, physische Hürden überwinden.

ZITATOR: Es ist inzwischen fast sieben Wochen her, seit meine Mutter tot ist, und ich möchte mich an die Arbeit machen, bevor das Bedürfnis, über sie zu schreiben, das bei der Beerdigung so stark war, sich in die stumpfsinnige Sprachlosigkeit zurückverwandelt, mit der ich auf die Nachricht von dem Selbstmord reagierte. Ja, an die Arbeit machen: denn das Bedürfnis, etwas über meine Mutter zu schreiben, so unvermittelt es sich auch manchmal noch einstellt, ist andererseits wieder so unbestimmt, daß eine Arbeitsanstrengung nötig sein wird, damit ich nicht einfach, wie es mir gerade entsprechen würde, mit der Schreibmaschine immer den gleichen Buchstaben auf das Papier klopfe.

ATMO: *Auf den Tisch klopfen, im Raum umhergehen*

SPRECHERIN: Gehen wir in der Schreibmaschinenzeit noch etwas weiter zurück, in die 20er Jahre, jene Jahre, als Familie Lessing ihr Glück in Südafrika suchte, aber nicht fand, zu „Pippins Tochtters Taschentuch“ von Rosmarie Waldrop. Erschienen ist das Buch zwar erst in den 80er Jahren wie die von Lessing und Ernaux, 1986, um genau zu sein, aber es spielt in den 20er Jahren im bayrischen Kitzingen.

MUSIK: *Paul Abraham: Meine Mama ist war Yokohama*

SPRECHER: Es spielt? Das klingt nach einem Roman und nicht nach einer soziologisch-essayistischen Mutter-Annäherung.

SPRECHERIN: Das stimmt, aber erstens halten sich auch Mütter nicht immer an Regeln, nicht einmal an die, die sie selbst aufgestellt haben, und zweitens sind in Rosmarie Waldrops „Pippins Töchter Taschentuch“ die autobiographischen Anteile nicht zu übersehen.

SPRECHER: Jetzt sehe ich: Das Buch wurde erst 2020 ins Deutsche übersetzt, obwohl Waldrop ja eine geborene Deutsche ist.

SPRECHERIN: Es ist überhaupt ein ungewöhnliches Buch, es handelt nämlich nicht von einer komplizierten Mutter-Tochter-Beziehung wie das von Doris Lessing und so vielen anderen hier in unserem Stapel. Der Roman erzählt voll Sympathie von der Mutter und feiert ihr Leben, statt es zu bedauern. Diese Mutter fügte sich nicht in die Rollenmodelle der Zeit, sondern nahm sich, wie man so schön sagt, was sie wollte, und das heißt natürlich: einen Liebhaber. Gleich nach der Heirat.

MUSIK: *aus*

ZITATORIN: Heiratete ihn also als Basis, von der aus sie operieren konnte, als Posten, von dem aus sie das Land erobern konnte, als Festung, von der aus sie Feldzüge unternahm. Immer weiter ins Feld der Freunde ziehend, der Kollegen, der Neuankömmlinge.

SPRECHER: Der arme Mann! War's denn der Vater?

SPRECHERIN: Von Rosmarie Waldrop? Wer weiß! Auf jeden Fall ist Rosmarie Waldrop als Rosmarie Sebald in Kitzingen aufgewachsen, bevor sie in den fünfziger Jahren den amerikanischen Dichter Keith Waldrop kennenlernte, mit dem sie, genau wie ihre Erzählerin, nach Amerika ging und eine bedeutende avantgardistische Dichterin und Verlegerin wurde.

SPRECHER: Dass sie eine kühne Dichterin ist, merkt man ja an der Musikalität dieser Prosa.

SPRECHERIN: Übersetzt wurde „Pippins Tochtters Taschentuch“
übrigens von der Dichterin Ann Cotten.

MUSIK: *Arnold Schönberg, Verklärte Nacht*

ZITATORIN: Wie (mein Geliebter Laff) sich nach Deutschland sehnt,
nach den Cafés voller robuster Gewissen, die seelenruhig Kuchen mit
Schlag (heavy cream, was man gar nicht dazuzusagen braucht) in
doppelten Portionen verschlingen. Wie er sich nach dem fleischigen
wilhelminischen Zeitalter sehnt, dessen Musik sich in schweren,
üppigen, sinnlichen Massen häuslichen Glücks bewegte. Doch sogar
dort lauerte im Untergrund eine Lust auf das Magere, den köstlichen
Kontrast, die dürre, ungesättigte, zerbrechliche Modulation, wo hart
und weich in uneindeutiger Tonalität verschwimmen.

SPRECHERIN: Die Mutter hat Geliebte, und ihre nach Amerika
emigrierte Tochter hat zumindest einen. Laff heißt er, und er ist ein
ebenso musikalischer, der Sinnlichkeit der Musik verfallener Mensch
wie sie – und ihre Mutter.

MUSIK *geht über in Bing Day: Mama's Place*

SPRECHER: Promiskuitive Mütter – ein großes Thema in der
Mutterliteratur.

SPRECHERIN: Kein Wunder, oder? Die Mutter ist nicht nur Mutter.

SPRECHER (*Rascheln*): Hier liegen mindestens drei Titel, die das
belegen. Einmal „Die Lieben meiner Mutter“.

SPRECHERIN: Dann: „Die Liebhaber meiner Mutter“.

SPRECHER: Und: „Der Geliebte meiner Mutter“, geschrieben von Urs
Widmer.

SPRECHERIN: Ist dieser Geliebte nicht ein berühmter Dirigent, dem die Mutter nach einer kurzen Affäre ein Leben lang nachreist und nachtrauert? Oder verwechsle ich das mit „Die Lieben meiner Mutter“ von Peter Schneider?

SPRECHER: Das verwechselst Du mit Peter Schneider. Schneider erzählt in seinem Buch, wie er lange nach dem Tod der Mutter Briefe von ihr findet, Liebesbriefe an den Freund des Vaters, einen bekannten Dirigenten. Beide Männer sind leicht zu identifizierende Künstler: Der Vater Peter Schneiders, Horst, war Dirigent und Komponist, und dessen bester Freund, zugleich der Geliebte der Mutter, war lange Zeit Intendant der Hamburger Staatsoper. Günther Rennert hieß er.

MUSIK: *aus*

ZITATOR: Was mir den Atem nahm, war die Wucht ihrer Leidenschaft und die Radikalität, mit der sie sich ihren Gefühlen stellte. Der Sohn, der diese Briefe las, war dreißig Jahre älter geworden als seine Mutter. Worüber hätte er mit der jungen Frau rechten sollen? Es konnte nur darum gehen, sie und ihr kurzes Leben zu verstehen. Und dabei vielleicht etwas über jenen Teil meines Lebens zu verstehen, den ich nicht hatte bestimmen können.

SPRECHER: Nein, mit der früh verstorbenen Mutter konnte er dreißig Jahre später nicht mehr „rechten“, wie Schneider schreibt. „Rechten“, also streiten und richten über moralische Fragen, tat man in seiner Generation ohnehin eher mit den Vätern.

SPRECHERIN: Die Auseinandersetzung mit der Väter-Generation hat in den 70er und 80er Jahren ja eine wichtige Rolle gespielt. Christoph Meckels autobiographisches Prosastück „Suchbild. Über meinen Vater“ von 1980 wäre ein bedeutendes Beispiel. Die Auseinandersetzung mit der Frage, wie die eigenen Väter sich während der Nazi-Zeit und im Krieg verhalten haben.

SPRECHER: Meckel hat dann im Jahr 2002, nach dem Tod seiner Mutter, auch ein „Suchbild. Meine Mutter“ vorgelegt.

SPRECHERIN: Die Väter also wurden abgearbeitet damals. Und angesichts der Vielzahl an Mutterbüchern, die seit Peter Handkes „Wunschlosem Unglück“ 1972, vor allem seit Beginn des neuen Jahrtausends erschienen sind, könnte es sein, dass auch bald die Mütter literarisch erledigt sind, oder?

SPRECHER: Oh, das glaube ich nicht. Mütter sind ja viel hartnäckiger anwesend im Leben der Kinder als Väter.

MUSIK: *Dennis Brown: Song my mother used to sing*

SPRECHERIN: Gehen wir noch einmal zurück zu den starken Müttern, zu denen, die sich nicht vom Leben haben erledigen lassen. Wie die Mutter von Rosmarie Waldrop – oder die von Ulrike Edschmid:

ZITATORIN: Meine Mutter gehörte zu den Frauen, die nie verlassen wurden. Sie bestimmte, wann die Zeit um war. Sie tat es ohne Bedauern. In ihrem Leben gab es nur einen Mann, den sie gehen lassen mußte – meinen Vater. Er meldete sich freiwillig an die Front, als nichts mehr zu retten war. Vielleicht, so mutmaßte meine Mutter, wenn sie später nach Erklärungen suchte, betäubte die Gefahr die immer stärker werdenden Zweifel an der nationalsozialistischen Sache, an die er geglaubt hatte.

MUSIK: *aus*

SPRECHERIN: Ulrike Edschmids „Die Liebhaber meiner Mutter“ ist, 25 Jahre nach deren Tod geschrieben und 2006 erschienen, ein Porträt ihrer Mutter, die eben nicht nur Mutter war. Mit zwei Kindern führte sie in der kargen Nachkriegszeit auf der Burgruine Schwarzenfels im Main-Kinzig-Kreis ein erotisch selbstbestimmtes Leben. Ohne dass diese Selbstbestimmtheit auch nur die Spur von Selbstsucht zeigen würde: Ihre Kinder müssen nicht auf Liebe

verzichten. Weder Kinder noch Männer, könnte man sagen, kommen zu kurz.

ATMO: spärlicher Autoverkehr in weiter Landschaft

ZITATORIN: (Ihr Leben) blieb flüchtig. Sie ließ sich nicht nieder, lehnte sich an niemanden an. Was sie um sich herum sah, reizte sie nicht: Frauen an der Seite ihrer verstört aus dem Krieg heimkehrenden Männer. Sie saß am Webstuhl, bis mein Bruder und ich aus der Schule zurückkamen, und rechnete herum, wie sie im nächsten Jahr die Kosten für die Fahrt ins Gymnasium in der Kreisstadt aufbringen könnte. Die fertigen Teppiche verpackte sie, trug sie zur Post ins Hinterzimmer der Bürgermeisterei, wo sie gewogen, frankiert und verschickt wurden. Dann wartete sie auf das Geld, das per Postanweisung kam, und auf neue Aufträge.

ATMO: aus

SPRECHER: Auch in Friedrich Christian Delius' „Bildnis der Mutter als junge Frau“ ist der Vater abwesend, abberufen an die Front, während die werdende Mutter, mit Friedrich Christian im Bauch, im Rom des Jahres 1943 der Geburt entgegenseht. Viele sagen, das sei Delius' schönstes Buch.

SPRECHERIN: Eine innige Beziehung zur Mutter, ungetrübt durch den störenden Dritten, die eigene Geburt und all die lästigen Folgen, das klingt ja auch sehr verlockend!

SPRECHER: Apropos heile Mutter-Beziehung. Da gibt es ja auch noch die heiligen Mütter. Erich Kästner zum Beispiel hat seiner Mutter in seinen Büchern unzählige kleine Denkmäler gesetzt und ihr bis an ihr Lebensende täglich Briefe und Postkarten geschrieben.

SPRECHERIN: Ja, aber er hat sie eben auf einen Sockel, auf viele Sockel gehoben. Und kein Buch nur über sie geschrieben. Für ein Buch braucht es eben einen Konflikt, einen Widerstand, einen Bruch,

braucht die Mutter eine eigenständige, vom Kind unabhängige Kontur, eine tragische oder komische Dimension.

MUSIK: *Benjamino Gigli: Mamma*

SPRECHER: Dann greifen wir doch zu „Gertrud“ von Einar Schleef. Da kommt die Mutter endlich einmal selbst zu Wort.

SPRECHERIN: Und das nicht zu knapp: Über tausend Seiten umfasst das zweibändige Werk – sicherlich das umfangreichste Mutter-Buch der deutschsprachigen Literatur. Das Gegenteil zu den knappen Berichten von Annie Ernaux, Peter Handke und Doris Lessing!

SPRECHER: Müsste Dir also gefallen. In einer Mischung aus an den Sohn gerichteten Briefen und Tagebucheinträgen, zeichnet Schleef ein minutiöses Porträt des Mutterlebens im sachsen-anhaltinischen Sangershausen der Jahre 1970 bis 1980.

MUSIK: *geht über in*

ATMO: *Schritte im knarrenden Treppenhaus*

ZITATORIN: Sonne scheint, meinen Brief zukleben, mißmutig latscht der kleine Hilfspostbote vorbei. Grünes Nicki. Umhängetasche. Filius auch früher ausgetragen. Der hier schwarz, liebes Gesicht, warte umsonst auf der Treppe. Nichts unter der Tür durchgeschoben. Krauche zum Bett. Die Freiheit tröstet. Überschriften heute rot, letzte Woche nur unterstrichen. Keine Todesanzeige. Fundsachen versteigert. Landwirtschaft hofft auf bestes Erntewetter. Meine Petunie vertrocknet.

ATMO: *aus*

SPRECHERIN: Die Lektüre ist, das muss ich zugeben, zuweilen ebenso mühsam wie das Leben Gertrud Schleefs, die insbesondere nach der Republikflucht ihres Sohnes, des Autors und

Theaterregisseurs, Schikanen ausgesetzt ist und zur Außenseiterin im kleinen Ort wird.

SPRECHER: „Ich habe meiner Mutter eine Pyramide gebaut“, sagte Einar Schleef einmal sehr zutreffend, „einfach Schotter übereinander für eine deutsche Familientragödie.“

ATMO: *Schreibgeräusche mit Feder oder Bleistift*

SPRECHERIN: Eine Familientragödie, eine wortgewaltige Liebeserklärung und auch der Versuch, Abbitte zu leisten. Ein langer Brief an jene, die immer und häufig vergeblich auf seine Briefe gewartet hat.

ZITATORIN (*Interpunktion genau so*): Es ist Deine Pflicht mir zu schreiben. So wie Du auf Nachricht wartest, warte ich auch, noch dazu wo man krank ist. Donnerstag beim Arzt wurde die Stelle am Kopf wieder eingespritzt. Nach 8 Stück nicht mehr der geringste Erfolg. Der Nervenarzt verordnete sofort Morphium, gedacht, ich soll wahnsinnig werden vor Schmerzen.

ATMO: *geht über in MUSIK: Connie Francis: Mama*

SPRECHER: Schleef, der Sohn, hat die Mutter verlassen, wie es vielleicht auch natürlich ist. Aber nicht selten, so scheint es, verlässt die Mutter ihr Kind.

SPRECHERIN: Doch, das ist wahrscheinlich schon sehr selten. Aber wenn es mal vorkommt, wird Jahrzehnte später oft ein Buch daraus.

SPRECHER: Stimmt. Gleich fünf dieser Bücher liegen vor uns. Fangen wir mit einem an, das noch gar nicht ins Deutsche übersetzt ist, auch wenn die Autorin, Maya Angelou, hierzulande nach und nach entdeckt wird und ihr Antlitz inzwischen auf der amerikanischen Viertel-Dollar-Münze prangt.

SPRECHERIN: Die Literaturkritikerin Verena Auffermann hat uns das Buch empfohlen. Kannst Du Dich erinnern, wie sie es uns ans Herz gelegt hat?

MUSIK: *aus*

Sprecher: Ja, ziemlich genau sogar. Also, Angelous Mutter hat das Kind und den älteren Bruder im Alter von drei Jahren zur Großmutter geschickt, von Kalifornien nach Arkansas, durch das ganze Land mit einem Bündel um den Hals mit dem Namen dran. 13 oder 14 Jahre ist sie einfach weg, schreibt nicht einmal. Dann schreibt die Mutter den Kindern, sie sollen zu ihr kommen, und die fahren mit dem Zug nach Kalifornien. „Mom and me“ heißt das Buch von Maya Angelou, „Meine Mutter und ich“. Es ist eine Liebeserklärung, als hätte es diesen Bruch, der nach dem – ja: – Jammertal per se klingt, nie gegeben. Die Mutter wird angebetet, ist die schöne, die wunderbare, die Angelou alle Kraft gegeben hat.

MUSIK: *Paul Simon: Mother and child reunion*

SPRECHERIN: Ein Happy End also, eine echte Liebesgeschichte.

SPRECHER: Das kann man von den anderen vier Titeln, die sich der abwesenden Mutter-Figur widmen, nicht unbedingt sagen.

SPRECHERIN: Und man könnte diese vier Titel wiederum in Pärchen aufteilen: Zwei der fraglichen Mütter treibt der Alkoholismus aus dem Leben der Kinder, zwei leiden unter massiven psychischen Störungen.

MUSIK: *aus*

SPRECHER: Fangen wir mit den Alkoholikerinnen an.

SPRECHERIN: „Mutter. Kein Roman“ heißt das Buch des US-amerikanischen Autors Donald Antrim. Er hat famose Grotesken über die amerikanische Vorstadtwelt geschrieben, und auch sein Mutter-

Buch trägt Züge einer Groteske, beschäftigt ihn, den Sohn und Erzähler, direkt nach ihrem Tod doch zuallererst der Kauf eines perfekten Bettes.

SPRECHER: Kein Wunder. Sein Kinderbett war alles andere als ein sicherer Rückzugsort.

ATMO: *Schritte, Türen, Klappern*

ZITATOR: Und als mitten in der Nacht meine Mutter schwankend in mein Zimmer kam, halb weggetreten, das Gesicht umkränzt mit grauem Rauch aus ihrer Zigarette, fix und fertig von Bourbon und Weißwein; und als sie die Hand hob, um zuzuschlagen, und ich ihren Arm mühelos abwehrte, dann vortrat und sie rasch festhielt, ehe sie ins Stolpern kam; als ich, während ich meine Mutter festhielt, an ihr vorbeischaute und meinen Vater sah, der uns aus den Schatten vor meinem Zimmer beobachtete und flüsterte, das tue ihm leid – als solche Dinge passierten, kam irgendwann der Punkt, an dem jedes Gefühl, oder was immer es ist, was wir Gefühl nennen, in mir zerbrach.

SPRECHER: Donald Antrim muss immer wieder fliehen vor seiner Mutter. Zu anderen Zeiten muss er sich um sie kümmern, die Mutter, die ihm keine ist, bemuttern.

MUSIK: *kurz: der „Mama“-Ruf aus Queens „Bohemian Rhapsody“*

SPRECHERIN: Einen ähnlich rasanten, vom Alkohol beförderten Abstieg beschreibt Andrea Roedig in „Man kann Müttern nicht trauen“. Gleich am Anfang liefert sie eine eindrückliche Erklärung, wenn auch keine Entschuldigung, dafür, dass ihrer Mutter nicht zu trauen war: Diese hatte nicht gelernt, was Vertrauen bedeutet, wurde von der eigenen Mutter immer wieder geschlagen und bestraft.

MUSIK: *Evan Parker, Mark Nauseef, Toma Gouband: Make noise enough*

ZITATORIN: Unsere Oma Adler, Gertrud, ihre Mutter, so erzählte sie uns, habe sie oft eingesperrt zu Hause, im Zimmer, wenn sie abends noch fortging. Lilo, unsere Mutter, ist allein. Ein kahler Raum, ein kaltes Bett, darin sie als Kind in weißem Nachthemd. Schummriges Licht, gelblich. Sie hört ein Rascheln, ein Scharren, ein Klacken. Die Falle hat die Maus nicht ganz erwischt, nur der Schwanz ist eingeklemmt. Wie verrückt rennt das Tier, Klemme und Holzblock hinter sich herziehend, durchs Zimmer. Das Mädchen im Bett zieht rasch die Beine an den Körper und schreit. Niemand hört, niemand kommt. Ekel, Panik, Entsetzen – und beide sind gefangen, die kleine Lilo und die verletzte Maus. Schmerz überall, Angst überall, Opfer überall, Meine Mutter kann nicht raus aus dem Raum – es steht dort ein großer Holzschrank, und sie flüchtet sich hinein, verbringt dort die Nacht.

MUSIK: *aus*

SPRECHERIN: Die Erzählerin, die Tochter der von der Großmutter gepeinigten, fragt sich, ob aus Furcht vielleicht Sadismus entsteht. Jener Sadismus, den ihre Mutter immer wieder an ihr auslebt.

SPRECHER: Bis sie verschwindet.

SPRECHERIN: Ja, urplötzlich. Roedigs „Man kann Müttern nicht trauen“ ist auch die Geschichte eines sozialen Abstiegs in den sechziger Jahren, als das Wirtschaftswunder der Bundesrepublik manch einen übermütig macht. Die Geschäfte der Metzgerfamilie Roedig laufen schlecht, trotzdem lebt man auf großem Fuß, und der gesellschaftliche Druck, der Schuldendruck, all das treibt Vater und Mutter Roedig in den Alkoholismus und die Selbstzerstörung. Der Vater landet im Obdachlosenheim, der Bruder im Kinderheim, seine ältere Schwester hat noch Glück und kommt in ein katholisches Mädcheninternat.

SPRECHER: Und die Mutter verschwindet.

SPRECHERIN: Jahrelang.

MUSIK: *kurzer Fetzen Heintje: Mama*

SPRECHERIN: Dann taucht Lilo wieder auf, aber es ist ganz anders als bei Maya Angelou: keine Neuentdeckung der Mutter-Tochter-Liebe, nicht einmal von Versöhnung ließe sich reden. Den Frieden muss die Tochter mit sich selbst machen.

MUSIK: *Elvis Presley: Mama liked the roses*

ZITATORIN: Ich verstehe Mütter immer noch nicht, und ich traue ihnen nicht, so wenig wie mir selbst. Aber es fühlt sich gelöst an, dieses Buch ist ein Abschied, eine Umarmung, ein Loslassen, etwas ist befreit, auch wenn Lilo weiterhin ein Rätsel bleibt.

SPRECHERIN: Viel schlimmer, scheint mir, kann es den psychisch Gestörten nicht gehen.

SPRECHER: Psychisch Gestörte – wie das schon wieder klingt!

SPRECHERIN: Ja, so eine literarische Mutter-Revue ist kein Zuckerschlecken. Eher starker Tobak. Und ziemlich weit weg vom sachlich-kühlen Ton, der Dir am Anfang so gut gefiel. Aber okay: Wir müssen uns nicht beide Bücher anschauen, legen wir Violaine Huismans „Die Entflohene“ beiseite und schlagen wir lediglich Mischa Mangels Debütroman „Ein Spalt Luft“ auf.

SPRECHER: Roman?

SPRECHERIN: Ja, wieder so ein Roman, der vielleicht gar kein Roman ist. Immer wieder zitiert Mangel aus psychologischen Gutachten, die schließlich dazu führen, dass der Mutter das Kleinkind, keine drei Jahre alt, weggenommen wird.

SPRECHER: „Nur meine Mutter weiß, was in den circa einundzwanzig Monaten geschehen ist, als wir beide allein waren“, steht hinten drauf.

SPRECHERIN: Und genau um diese 21 Monate geht es in dem Buch, um diese seltsame, beunruhigende Leerstelle, als der Vater geflohen ist und die Mutter alle anderen Kontakte abgebrochen hat.

ATMO: *Blättern in Papieren*

ZITATOR: Ich sitze am Schreibtisch, vor mir die gerichtspsychologischen Gutachten, die vor etwa 15,16 Jahren über meine Mutter und mich angefertigt wurden, die Sprache ist nüchtern und klar, einige mir unbekannte Fachbegriffe, die das Verständnis aber nicht allzu sehr erschweren; ich verstehe nahezu jedes Wort und verstehe doch kein einziges: Das Geschriebene dringt nicht zu mir durch, ich schiebe es weg, es ist zu groß, ich kann nichts damit anfangen. Wer sind die Personen, um die es da geht? Wer soll denn diese Frau sein? Und dieses Kind, das bin doch nicht ich?

MUSIK: *Pink Floyd: Mother*

SPRECHERIN: Mischa Mangels Roman ist, wenn man so will, das „literarischste“ unserer Mutter-Bücher: Der Autor arbeitet mit verschiedensten Textebenen, zitiert Gutachten, berichtet vom Aufwachsen bei Vater, Stiefmutter und Stiefbrüdern, schneidet traumartige Sequenzen dagegen und beschreibt immer wieder Momente gestörter Wahrnehmung.

ZITATORIN: Sie hört Schritte auf den Pflastersteinen, hört, wie die Tür eines Pkw sich öffnet, wieder ins Schloss fällt, wie eine zweite Tür sich öffnet, wieder zufällt, wie der Pkw losfährt. Sie bleibt so stehen. In ihrem Rücken die Sonne. Sie bleibt so stehen. Von Zeit zu Zeit öffnen Menschen die Tür und gehen durch ihren Körper hindurch auf den Parkplatz. Sie bleibt so stehen. In ihrem Rücken die Sonne.

SPRECHERIN: Der Sohn wird seine Mutter nicht wiedersehen. Es gibt sporadische Briefwechsel, aber nach Jahren in der Psychiatrie will die Mutter keinen Kontakt mehr zum Sohn.

SPRECHER: Und, kommt dieses so literarische Buch Deinem Ideal eines Mutter-Buches am nächsten?

SPRECHERIN: Habe ich irgendetwas von einem Ideal gesagt?! Aber das ist schon ein sehr gutes Buch, gerade weil es Mischa Mangel gelingt, sachliche und poetische Passagen miteinander zu verbinden. Aber auf mich haben auch die Bücher von Einar Schleef und Ulrike Edschmid, so unterschiedlich sie sind, enormen Eindruck gemacht. Ich will zwar nicht behaupten, dass es so viele Mutter-Bücher wie Mütter geben muss; jede Mutter und jede Mutter-Beziehung ist ja anders. Aber es ist doch erstaunlich, wie jede Mutter bei ihrem schreibenden Kind eine eigene Form, einen eigenen Ton, eine besondere Schreibhaltung hervorruft. Der Gegenstand ist immer derselbe, die Form variiert maximal.

SPRECHER: Das könnte daran liegen, dass ein Buch über die Mutter immer eine Art Forschungsarbeit ist, eine Suchbewegung darstellt. Deshalb muss die Form immer offengehalten werden, hat sie etwas Essayistisches und das heißt: Versuchsweises. Christoph Meckels „Suchbild. Meine Mutter“ führt diese Frage der Form schon im Titel an.

SPRECHERIN: Meckel, der hatte zuvor schon ein Vater-Buch verfasst, erinnere ich mich richtig?

SPRECHER: Genau. 2002 ist dann sein Mutter-Buch erschienen. Geschrieben hatte er es noch zu ihren Lebzeiten, gleich nach dem Vater-Buch, veröffentlicht aber erst nach ihrem Tod.

ZITATORIN: Ich berichte von meiner Mutter, während sie lebt. Die Tatsache kam mir am Anfang erstaunlich vor. Mir selbst schien fraglich, ob das möglich sei, ohne Verfälschung oder Vorurteil, in unbedenklicher Weise von ihr und mir. Die Sätze sind vorbereitet

durch eine Distanz, die jahrzehntelanges Entferntsein zu Sprache macht, und berühren unmittelbar ein zentrales Motiv: Ich habe meine Mutter nie geliebt.

MUSIK: *Xylouris White: Lullaby (vom Album „Mother“)*

SPRECHER: „Ich habe meine Mutter nie geliebt“: Der Grund dafür, so legen Meckels Aufzeichnungen nahe, liegt darin, dass auch die Mutter selbst nur zu einer, Zitat; „mittelbaren Liebe, gedanklich durchdrungen“ fähig gewesen sei.

SPRECHERIN: Die Umstände sprechen eigentlich nicht gegen ein glückliches Familienleben: Die Mutter des Dichters hat einen Sinn für Literatur, für Musik, die Meckels sind nicht arm und wohnen im schönen Süden des Landes.

SPRECHER: Sie lebt aber einen Pietismus, der ihr Kind, so schreibt es, einer strikten, prüden Moral unterwirft.

ZITATOR: Was sie von sich aus zu vermitteln wußte, durch Vorbild, Belehrung und Erziehungszwang, war Christlichkeit im Rahmen der Kirchengemeinde. (...) Auf ihrem Tisch, neben den Wörterbüchern und Perlen, lag ein graues Lösungsbüchlein (nach Monaten wechselnd) und Erbauungsliteratur im Heftformat. Es häuften sich Bücher von Edzard Schaper und Heinrich Böll, liberaler Moralisten und Theologen, und *Rufern in der Wüste* (ein häufiges Wort, das ohne Anführungszeichen zu hören war). Die Kinder wurden zu gläubigen Krüppeln erzogen.

SPRECHERIN: Dazu kommt die übliche Gewissheit der Mutter, gegenüber dem von ihr abhängigen Wesen immer im Recht zu sein.

MUSIK: *aus*

SPRECHER: „Sie blieb mit sich einverstanden bis zuletzt“, schreibt Meckel.

SPRECHERIN: Nicht das Schweigen bildet bei Mutter und Sohn die Crux, sondern das Reden.

ZITATOR: Ich erfuhr Gespräch als Form des Zerredens, als Zerfressen von Wirklichkeit und persönlichem Zauber, als Gefräßigkeit am lebendigen Dasein der andern, als Verwüstung dessen, was selbstverständlich war.

SPRECHERIN: Keine andere der Mütter in unseren Mutterbüchern macht einem so viel Angst wie Mutter Meckel, keine andere Beziehung erscheint derart hoffnungslos. Und dazu braucht es keinen Alkohol, keine Drogen, keine psychische Erkrankung.

SPRECHER: Auch das Sterben, auch der Tod bringt keine Annäherung, keine Versöhnung zumindest in dem Sinn, dass der Sohn sagen könnte: Aber sie ist Teil von mir, wie ich Teil von ihr war. Das Suchen führt zu keinem Finden.

MUSIK: *aus José Afonso: Minha mãe*

SPRECHERIN: Meckel wollte oder konnte sein Mutter-Buch erst nach ihrem Tod veröffentlichen. Meistens aber ist es so, dass überhaupt erst der Tod der Mutter das Schreiben in Gang setzt.

SPRECHER: Kurz mal Pause. Psychische Störungen, Alkohol, Drogen, Tod – sind wir noch im richtigen Feature?!

SPRECHERIN: Ist dir das zu heftig, zu emotional? (*lachend:*) Ein Mutter-Buch-Feature kann ja wohl keine Mutter-und-Kind-Kur sein!

SPRECHER: Nein, nein, aber wie steht es denn mit den erfreulichen Dingen des Lebens, mit Liebe, Freude, Witz und Spiel? Immerhin sind ja auch Huldigungsbücher möglich, Altäre der Liebe oder doch zumindest glückende Befreiungsversuche!

SPRECHERIN: Na ja, ich glaube, für Sport, Spiel und Spaß müsstest Du Ausschau halten nach einer anderen Art autobiographischer Beschäftigung, nach Kindheitserinnerungen vielleicht. Der Fokus der Mutter-Bücher ist doch ein sehr spezieller. Aber Liebe, hey, davon sind sie nun wirklich voll. Gerade die Bücher über ihren Tod, die Trauerbücher sind geradezu liebessatt. Das sind eigentlich gedruckte Liebeserklärungen. Aber ich verspreche Dir: Es findet sich unter den Büchern über ihren Tod auch ein wirklich witziges.

SPRECHER: Dann leg erstmal los.

SPRECHERIN: In „Die Hilfsverben des Herzens“, dem Trauerbuch, das Péter Esterházy nach dem Tod seiner Mutter geschrieben hat, heißt es: „Wie ich es auch drehe und wende, es ist kümmerlich, daß mein Schreiben aus deinem Tod hervorgeht.“

SPRECHER: Annie Ernaux, ich erinnere mich, geht in „Eine Frau“ sogar noch weiter.

ZITATORIN: Jetzt habe ich das Gefühl, ich schreibe über meine Mutter, um sie dadurch zur Welt zu bringen.

SPRECHER: Es scheint, als müsste man die Mutter nicht nur als Mutter, als müsste man sie im Tod zudem als Kind annehmen. Als würde durch diesen Rollentausch ein natürlicher Zyklus abgeschlossen.

SPRECHERIN: Jürg Amann erzählt in seinem Mutter-Buch einen Traum:

ZITATOR: Im Traum trug ich dich auf dem Arm wie ein Kind, das man ganz selbstverständlich überallhin mitträgt. Du hattest dein helles, lichtgrünes Nachthemd an. Du hattest deine Arme ganz leicht um meinen Hals gelegt. Den Kopf drehtest du neugierig dahin und dorthin. Deine Frage, deine Wünsche waren ganz die eines Kindes und doch auch die der ganz alten Frau, die mit der Welt nicht mehr

zurechtkommt. So wirst du uns getragen haben, dachte ich, so trugen zuletzt wir dich.

MUSIK: *aus*

SPRECHERIN: „Mutter töten“ lautet der sehr reißerische und irreführende Titel von Amanns 2003 erschienenem Buch, denn im Grunde geht es um eine letzte Reise, die der Autor mit der Mutter unternimmt. Eine solche letzte gemeinsame Reise unternimmt auch Christian Krachts Erzähler in „Eurotrash“.

SPRECHER: Ist das das versprochene komische Buch?

SPRECHERIN: Ja, genau. Kurze Kostprobe:

ZITATOR: Ihren achtzigsten Geburtstag hatte sie dort in der geschlossenen Psychiatrie feiern müssen. Wenn man es mit Humor nahm, war es wie bei Dürrenmatt, aber es war eigentlich viel trauriger als bei Dürrenmatt, da es sich um meine Mutter handelte und nicht um irgendeine Mutter und nicht um irgendeine Psychiatrie, sondern die mit dem dunkelsten, grausamsten aller Namen: Winterthur.

SPRECHER: Komisch nennst Du das?!

SPRECHERIN: Ist doch erstklassiger schwarzer Humor.

SPRECHER: Ich glaube, da können nur Schweizer drüber lachen.

SPRECHERIN: Aber herzlich! – Wieder steht „Roman“ auf dem Umschlag, und Kracht hat in einem Interview gesagt, dass er eine solche letzte Reise niemals mit seiner Mutter unternommen hat. Der Roman ist eine Autofiktion, denn sein Erzähler gleicht dem gleichnamigen Erfolgsschriftsteller, und es gibt keinen Grund daran zu zweifeln, dass die Mutter große Ähnlichkeit mit Mama Kracht hat.

SPRECHER: Nur weil die äußeren Umstände nicht der sogenannten Wirklichkeit entsprechen, muss die geschilderte Mutter-Sohn-Beziehung nicht unwahr sein, das ist klar.

SPRECHERIN: Eine Autofiktion ist eben auch ein Roman. Die sehr eigenwillige Mutter erscheint bei Kracht übrigens als sehr sympathische Person, so wie sie sich immer wieder über ihren Sohn lustig macht.

ZITATORIN: Ich habe das mal gelesen bei Marcel Beyer. Das blindgeweinte Jahrhundert. Das trifft es ganz gut, eigentlich sogar sehr genau. Das ist mein blind- und leergeweintes Jahrhundert. Solche Sachen solltest Du mal schreiben, wie Marcel Beyer. Der ist ein guter Schriftsteller. Nicht so belangloser Unsinn, wie du ihn schreibst, den ohnehin keiner lesen will.

MUSIK: *Junior: Mama used to say*

SPRECHERIN: Die Mutter bei Kracht ist ja sanft hintertrieben. Eine sympathisch-verrückte Person. Im Grunde ist „Eurotrash“ eine Liebeserklärung post mortem.

SPRECHER: Klar, Mutterbücher sind immer auch Abschiedsbücher, Trauerbücher. Die Mutter ist zumindest ferngerückt. Und nur noch einer von vielen Menschen, nicht mehr die Eine und Alles.

MUSIK: *aus*

ATMO: *spärlicher Autoverkehr in weiter Landschaft*

ZITATOR: Warte! Es war eine sehr schöne Reise mit Dir.

ZITATORIN: Nein, ich will nicht mehr warten, ich gehe jetzt zu den Zebras.

ZITATOR: Du bist die sturste Person, die ich je gesehen habe.

ZITATORIN: Ich? Das bist doch schon Du.

ZITATOR: Mama! Wann sehen wir uns wieder?

ZITATORIN: Bald.

ATMO: *aus*

SPRECHERIN: Abschieds- und Trauerbücher gibt es viele, über Krankheit und Tod zu schreiben ist – im Sinne von Lebenshilfe – in den letzten Jahren sehr populär geworden. Man könnte also auch „Therapiebücher“ sagen.

SPRECHER: Jakob Heins „Vielleicht ist es sogar schön“ gehört dazu, Burkhard Spinnens „Die letzte Fassade“ oder Melitta Brezniks „Mutter. Chronik eines Abschieds“. Sie alle stellen den konkreten Umgang mit Krankheit und Tod in den Vordergrund. Insofern sind sie für den Schreibenden vielleicht Therapiebücher, für den Leser aber sind es vor allem Trostbücher. Weil sie zeigen, dass es für die Hinterbliebenen weitergeht. Dass auch das Schreiben eine Hilfe sein kann.

SPRECHERIN: Burkhard Spinnens Buch über die Demenzerkrankung seiner Mutter ist ja sogar bei Herder erschienen, einem Verlag, der seinen Lesern gerne religiöse Erbauungsliteratur an die Hand gibt.

SPRECHER: Auch die sehr erdverhafteten oder sagen wir: sachlichen Autoren ...

SPRECHERIN: Ich weiß, die magst Du besonders!

SPRECHER: Das streite ich ja gar nicht ab! Also: Auch die den geistigen Verfall der Mutter nüchtern dokumentierenden Bücher von Yasushi Inoue oder Johannes Jacobus Voskuil spenden eine Art Trost. Sie bieten dem Leser ebenfalls die Möglichkeit zur Identifikation, auch aus ihnen kann er ersehen, dass er Erfahrungen macht, die viele andere schon gemacht haben.

SPRECHERIN: Bei Voskuil geht es, um genau zu sein, um die Schwiegermutter.

SPRECHER: Stimmt. Besuche bei der Schwiegermutter im Pflegeheim übrigens, dieser Exkurs sei erlaubt, sind auch Gegenstand von Martina Hefters „Es könnte auch schön werden“. Nur nennt sie ihre Schwiegermutter „Schwermutter“.

SPRECHERIN: Die Schwiegermutter ist also auch dabei. Kommen wir zum Schluss doch noch einmal zu den echten Müttern, den geliebten Müttern und dazu, wie wir von ihnen Abschied nehmen.

SPRECHER: Ich finde, ein etwas feierlicherer Ton wäre hier angezeigt.

MUSIK: *aus*

Mit einem Kratzen des Tonabnehmers auf dem Plattenteller beginnt

MUSIK: Johann Sebastian Bach: Ave Maria.

SPRECHERIN: Äh, etwas Emotion also doch, hm? Nur ist diese Maria vielleicht etwas zu feierlich, oder?

MUSIK: Kratzen des Tonabnehmers auf dem Plattenteller, dann

MUSIK: Vicente Fernandez: Madrecita querida

SPRECHERIN: Nun gut. Am 25. Oktober 1977 stirbt Henriette Barthes, die Mutter des Kulturtheoretikers, Semiologen, des im Grunde in keine Schublade einzuordnenden Autors Roland Barthes. Gleich am nächsten Tag schreibt Barthes zwei Sätze auf einen Zettel.

ZITATOR:

26. Oktober 1977

Erste Hochzeitsnacht. Doch erste Nacht der Trauer?

SPRECHERIN:

Bis zum Juni des übernächsten Jahres wird Barthes jeden Tag einen oder zwei Sätze auf eigens zurechtgeschnittenen, etwa karteikartengroßen Zetteln notieren.

ZITATOR:

27. Oktober 1977

- Sie haben nie den Leib des Weibes gekannt!
- Ich habe den Körper einer kranken, dann sterbenden Mutter gekannt.

SPRECHERIN:

Erinnerungen, Gedanken, flüchtige Eindrücke: Barthes lotet fast zwei Jahre lang das Maß seiner Trauer aus. Erst drei Jahrzehnte nach seinem Unfalltod am 26. März 1980 werden die Notizen unter dem Titel „Tagebuch der Trauer“ veröffentlicht.

ZITATOR:

27. Oktober 1977

Jeden Morgen, gegen halb sieben, draußen in der Nacht das Scheppern der Mülltonnen.

Erleichtert sagte sie: Endlich ist die Nacht vorbei (sie litt unter der Nacht, allein, unsagbar).

MUSIK: *steht einen Moment allein, dann aus*

SPRECHERIN:

Mit dem Tod der Mutter setzt – wie bei Esterházy, wie bei Kracht und vielen anderen – das Schreiben ein, das Schreiben über einen für Barthes zudem völlig neuen Gegenstand. Nicht nur das „Tagebuch der Trauer“, auch sein bahnbrechendes Werk über die Fotografie, „Die helle Kammer“, und nicht zuletzt die Vorlesungen unter dem Titel „Vorbereitung des Romans“ wären ohne den Tod der Mutter nicht entstanden. Es ist, als wäre der 25. Oktober nicht nur ein Todestag, sondern zugleich die Geburtsstunde eines Autors, eine Neugeburt des Sohnes oder der Tochter.

ZITATOR:

Ohne Datum

Sobald jemand gestorben ist, panisches Entwerfen von Zukunftsplänen (neue Möbel etc.): Futuromanie.

MUSIK: *Gabriel Fauré: Requiem. Offertory*

SPRECHER: Auch Hélène Cixous begleitete das Sterben ihrer sehr alten, siechenden Mutter. Und sie hat diesen Körper zuletzt wirklich – bei Barthes weiß man das nicht – wie den eines hilflosen Säuglings gepflegt.

SPRECHERIN: Hélène Cixous, die Kulturtheoretikerin, Essayistin, Feministin, die ebenso wie Roland Barthes in keine Schublade einzuordnen ist.

SPRECHER: „Meine Homère ist tot“ heißt ihr Buch, das vom Sterben und vom Tod ihrer Mutter Eve handelt, ein Wortspiel, das den griechischen Dichter aus den Anfängen der Literatur und die französische Mutter – Homer und la mère – zusammenführt, eine Mutter, die auch als Erzählerin für die Tochter am Anfang von allem steht, so wie der Grieche Homer am Anfang der abendländischen Literatur steht.

SPRECHERIN: 103 Jahre alt ist Eve Cixous, als sie stirbt. Ihre zwanzig Jahre jüngere Tochter Hélène hat das wohl ehrlichste, krasseste Buch verfasst, das je über das Sterben einer Mutter geschrieben wurde, und es ist wie kaum ein anderes von Liebe durchdrungen, einer Liebe, die sich bis auf die Ausscheidungen der Sterbenden erstreckt.

ZITATORIN (*Interpunktion und Satzstellung so im Original*): Was ist das, diese ungelebte Zeit, dieses Abdriften? In der Früh, als wir Eve auf den Topf setzen, heben wir ihren Körperblock auf, Roro ruft: „Oh sie mir hat Pipi auf den Fuß gemacht!“. Währenddessen ich, hinter dem schwer zusammengesunkenen Körper stehend, in der rechten Hand ein wohlgeformtes Stück Kot halte. Ein weiteres schaut heraus, das ich entgegennehme, ganz wie man ein Neugeborenes herausholt.

Eine große Heiterkeit erfasst uns, schüttelt uns, da sind wir alle drei, Pieta 2013 Pipikacka, Handlungsdarstellerinnen des äußersten Endes fleischlichen Lebens.

SPRECHER: Eve Cixous war Hebamme gewesen, und so wie sie unzähligen Kindern auf die Welt geholfen hat, hilft ihr nun die Tochter aus der Welt. Gleichwohl wird Eve für Hélène immer gegenwärtig bleiben. Die Mutter hat sich der Tochter und ihren Schriften unauslöschbar eingeschrieben.

ZITATORIN (*Interpunktion so im Original*): Ich schreibe um mich an dir zu trösten. Ich schreibe durch dich, ich schreibe was du mir schreibst, du schreibst mir, du schreibst mich, meine Geliebte, du bist es die mir die sanfte und an mein Fühlen angepasste Hand gibt (...). Ich kratze mich mit deiner Hand genau dort wo es mich brennend juckt. Ich habe Glück: nicht deine rechte Hand deine Linke war unbrauchbar. Schreib mir diesen Brief, diese Letter, ich hoffe du wirst morgen noch da sein in meiner Hand.

MUSIK: *geht über in Alfredo Sadel: Madre*

SPRECHER: Und jetzt, am Ende, gibt es ein Fazit?

SPRECHERIN: Die Mütter, sie schreiben sich über das Ende des fleischlichen Lebens hinaus fort. Und werden fortgeschrieben.

SPRECHERIN: Sie sorgen dafür, fortgeschrieben zu werden, auch wenn sie selber fort sind. Sogar dann, wenn sie sich von Anfang an entziehen.

SPRECHER: Na ja. Viele Kinder schreiben ja nicht.

SPRECHERIN: Nein, vielleicht sprechen sie nur oder träumen von der Mutter. Lesen aber wollen offenbar viele von der Mutter, die sie alle haben, die sie geboren und geformt hat. Mit der eigenen haben die fremden immer etwas gemeinsam.

SPRECHER: Also sind Mutter-Bücher doch mehr als bloß eine Mode?

SPRECHER: Das hoffe ich.

SPRECHER: Na dann. Vielleicht ein letzter Satz noch?

ZITATOR: Sprechen kann, wer hoffen kann, und umgekehrt.

ZITATORIN: Péter Esterházy.

MUSIK: *geht über in einen schnell geschnittenen Potpourri aus:*

Danzig: Mother

Rammstein: Mutter

Queen: Bohemian Rhapsody

Lenny Kravitz: Always on the run

Sido: Mama ist stolz

Mr. T.: Treat your Mama right

Kayne West: Hey Mama

STATIONSSPRECHER/REGIE:

Im Leben und über den Tod hinaus.

Eine Revue der Mutter-Bücher.

Von Tobias Lehmkuhl.

Mit: Lisa Hrdina und Max von Pufendorf, Julika Jenkins und Michael

Rotschopf.

Ton: Hermann Leppich.

Regie: Beatrix Ackers.

Redaktion: Jörg Plath.

Produktion Deutschlandfunk Kultur 2022.